



Hinter den Bergen

Bei den Siebenbürgern: ein rumänisches Privatmuseum

Über Hügel, hinter Bergen, eine lange Straße runter, Bäume neben Bäumen und Häuser neben Häusern. Wer aufmerksam ist, wird es finden. Ein großes Gebäude, ein Garten und ein Porzellansoldat. Der Eingang ist schlicht, doch der wahre Schatz befindet sich im Inneren. Nach einem Klopfen und ein wenig Geduld öffnet ein älterer Herr. Das Erste, das man bemerkt, sind seine schneeweißen Haare und seine runde Figur. Er trägt ein handgestricktes Oberteil, was zusammen mit seinen altmodischen Sandalen das typische Bild eines Landbewohners ergibt. Mit einem freundlichen Lächeln bittet er herein und zeigt den Weg in eine andere Welt. Achim Emilian ist 83 Jahre alt.

1979 hat er sein privates Museum „Achim Emilian“ gegründet. Es befindet sich in Almașu Mare, einem Ort mit nur 1048 Einwohnern, in der Region Siebenbürgen in Rumänien. Von Lenin-Statuen bis hin zu Propagandaplakaten und alten Uniformen: Jedes Stück hat seine eigene Geschichte. Rund 20.000 Objekte hat Emilian versammelt. Es gibt Haushaltsgeräte und alte Trachten. Es wimmelt von Spitzhacken, Bergarbeiterhelmen, von Tragekörben und Geräten, deren Funktion die Besucher oft gar nicht mehr verstehen. Emilian kann sie erklären. „Vor allem habe ich Traditionen, Folklore, Bräuche und die Geschichte des rumänischen Volkes aufbewahrt. Ich wollte die Identität des rumänischen Volkes bewahren und seine Geschichten weiter erzählen.“

Für ihn war es schon immer wichtig, die Geschichte des Landes nicht nur zu lesen oder zu hören, sondern sie auch zu sehen, zu fühlen und zu riechen. Er hat acht Bücher veröffentlicht. Sie erzählen von den Legenden, Sitten und Traditionen einer archaischen Region, den Rumänischen Westkarpaten, und tragen Titel wie „Comoara“, „Fântâna de aur“ oder „Stânca de granit“. Seine Kindheit fand zur Zeit des Kommunismus statt. „Als Kind habe ich ein sehr armseliges Leben führen müssen, ausgesprochen geplagt, entbehrungsreich, barfuß, mit schlechter Kleidung. Unsere Eltern verdienten kaum genug, um uns von heute auf morgen mit Brot zu versorgen.“ Trotzdem habe er dieses Land immer geliebt, egal wie schwer die Zeiten waren, egal wie gemein die Menschen zu ihm waren. „Ich habe keinen Groll im Herzen. Meine Sache ist es, sich immer nur auf das Gute zu konzentrieren.“

Sein Traum vom eigenen Museum war stets groß, er ahnte von Anfang an, dass der Weg schwer sein würde. Zuerst hat er nur wenige Stücke gesammelt, von zu Hause oder von Freunden. Die hielten seine Idee für ein Hirngespinnst, noch dazu in einer Zeit, wo alles, auch das Geld, so knapp war. Doch Emilian musste etwas tun: „Die Bauernhäuser sind verschwunden, zahlreiche Menschen aus unseren Ortschaften sind verschwunden. Nach der kommunistischen Zeit wurden sehr viele arbeitslos. Die Bergwerke wurden geschlossen, weitere Arbeitsplätze gingen verloren. Viele Familien mussten in die Stadt ziehen, um sich über Wasser zu halten.“ Also hat er sich beeilt und versucht, so viele Schätze wie möglich zu sammeln, damit sie nicht ebenso verschwinden, sondern weiterleben und etwas erzählen über die Lebensweise und Traditionen, die hier einst waren. „Im ganzen Apuseni-Gebirge gibt es kein einziges Dorf, in dem die Bevölkerung noch gewachsen ist.“ Viel Zeit, Geld und Arbeit stecken in dem Museum. Über Stock und Stein ist Emilian gelaufen auf

seiner Suche nach der Vergangenheit. Manchmal wanderte er wochenlang, um bestimmte Artefakte zu bekommen. Das größte und am schwersten zu transportierende Stück ist eine noch funktionierende Windmühle. Ein ebenso erstaunliches Exponat findet man am Ende seines Gartens: eine Gesteinswaschanlage, mit der man das Gold herausgefiltert hat. Denn in der Region wurde früher Gold gefunden. Mit seinem wenigen Geld war Emilian gezwungen, alles selbst zu tragen und das zu Fuß. „Manchmal hatte ich Glück, dann bin ich auf sehr liebe Menschen gestoßen. Sie haben mir schöne Sachen geschenkt und mir sogar beim Transport geholfen.“ Manche hätten ihn zu sich ins Haus eingeladen, sogar zum Essen. „Wir haben stundenlang über ihre Lebensgeschichte geredet.“ Aber es gab auch andere. „Die meisten hielten mich für verrückt mit meinem Versuch, alles zu bewahren.“ Er sei ausgelacht worden und abgewiesen. „Meistens traf ich eher auf misstrauische Blicke und unfreundliche Mienen.“ Ein paar mal schienen Menschen hilfreich zu sein. Als er jedoch nach Hause kam und den großen, schweren Sack öffnete, den er stundenlang auf seinen Schultern getragen hatte, bemerkte er: „Sie hatten mich veräppelt, der ganze Beutel war gefüllt mit Steinen.“

Sein Museum ist ungewöhnlich gebaut. Man findet hier kleine Zimmer, scheinbar ohne Ausgang. Die Öffnungen zu den nächsten Räumen sind geschickt versteckt. Das hat auch praktische Gründe. „Für mich war es schwer, in sieben Räumen gleichzeitig zu sein und aufzupassen, dass niemand sich verletzt und dass nichts kaputtgeht.“ Das Museum ist zugleich sein Zuhause. Emilian hat das erste Museum in Rumänien eröffnet, das einen privaten Blick auf eine umstrittene Zeit eröffnet. „Der Kommunismus war auch unsere Kindheit, und ich bin der Meinung, dass man, wenn man die Wahrheit sagen will, alle Seiten, die guten und die schlechten, zeigen sollte.“ Rumänen und Touristen von überall kommen. Emilian besitzt ein dickes Buch, in dem jeder Besucher eine Nachricht hinterlässt. Vielleicht macht das Stehenbleiben, zu dem das Museum zwingt, gerade seine Besonderheit aus, in einem Land, das ständig im Aufbruch ist, das sich so rasend schnell verändert, wo Menschen die Vergangenheit ganz weit hinter sich gelassen haben.

Emilian empfängt alle Besucher, ohne Geld zu verlangen. Er erzählt langsam und fröhlich über jedes gesammelte Stück. Obwohl nur maximal acht Personen gleichzeitig im Museum sein dürfen, drückt er oft ein Auge zu, wenn größere Gruppen kommen. „Wenn ein Mensch kommt und hier mit Liebe und Wärme empfangen wird, dann trägt der Besucher die schönen Worte weiter.“ Früher war Emilian Bergarbeiter. Jetzt lebt er von einer geringen Rente und den Spenden seiner Besucher. Es ist ein sehr bescheidenes Leben. „Aber hier in den Bergen hat niemand viel.“ Seine Kinder werden das Museum nicht weiterführen. Emilian befürchtet, dass es schließlich in die Hände des Staates gelangt. „Meine größte Sorge ist, dass meine Schätze von Menschen, denen das nichts bedeutet, auseinandergerissen oder zu Geld gemacht werden.“ Der wahre Schatz des Museums sind nicht die Fotoapparate, Kristalle oder die goldenen Wappen, sondern der wahre Schatz ist Emilian selbst.

Andreea Mitrescu, Maya Chivu
Nikolaus-Lenau-Gymnasium, Timișoara

Schlendert man samstagsabends in Timișoara über den Piața Unirii, so hört man von Weitem Trommelschlag. Bunte Uniformen, dreieckige Hüte mit abenteuerlichen Federn, blinkende Bajonette und schön gekleidete Frauen mit weit schwingenden Röcken, aufgebauscht durch eine Krinoline, erscheinen auf dem Platz. Militärische Kommandos ertönen. Die Garde der Stadt marschiert auf und präsentiert eine Wachablösung wie vor 300 Jahren. Kanonendonner hallt, ein Pestarzt mit Schnabelmaske erscheint. So sah die alte habsburgische Armee in Temeswar aus. All das wird von der Temeswarer Garde, einem Verein von Freiwilligen, präsentiert, um die Erinnerung an die Geschichte wachzuhalten. „Es geht nicht darum, Krieg zu spielen oder Kriege zu verherrlichen, sondern es ist ein Stück Stadtgeschichte“, sagt Oberst Vasile Sopon, der Gründer des Vereins. Auch wenn der siebzigjährige weißhaarige Mann die Uniform nur zur Wachablösung trägt, zeigt seine Haltung selbst in Alltagskleidung immer etwas sehr Gerades, ohne steif zu wirken.

Mit 300.000 Einwohnern ist Timișoara eine der größten Städte Rumäniens. Seit 300 Jahren leben dort verschiedene Ethnien – Deutsche, Serben, Rumänen und Ungarn – friedlich zusammen. 1552 wurde sie vom Osmanischen Reich erobert, anschließend wurden zwei Moscheen und ein türkisches Bad errichtet. „Dann, im Jahr 1716, kam Prinz Eugen von Savoyen, der Oberbefehlshaber der Habsburger, mit seiner Armee. Zwei Monate dauerte die Belagerung, und der Sieg war am 18. Oktober, dem Geburtstag des Prinzen.“ Vieles war durch die Belagerung zerstört worden. Heute gibt es kaum noch Spuren des alten Bades und der Moscheen. Die Stadt wurde ganz im Sinne der Habsburger umgestaltet. Wegen ihrer strategischen Lage an der Kreuzung mehrerer Straßen ließ der österreichische Kaiser eine moderne Festung errichten. Zu ihr gehörte die Garnison mit den bunten Uniformen, das historische Vorbild des heutigen Gardevereins. „Später brauchte man die Festungsanlagen nicht mehr. Sie waren militärisch bedeu-

Das Theater und seine „Niederungen“

Am Deutschen Staatstheater Temeswar steht Herta Müller auf dem Programm. Die rumänische Heimat tut sich nicht leicht mit ihr.

Touristen schlendern durch das Zentrum von Timișoara, der europäischen Kulturhauptstadt 2023. Auf dem Siegesplatz bewundern sie das ein-drucksvolle Kulturpalais. Geht man vom Haupteingang rechts weiter durch eine schmale Gasse, die von bunten Regenschirmen geziert wird, so gelangt man vor eine unscheinbare Tür. Daneben im Schaufenster hängt ein großes Plakat: „Niederungen“ nach Herta Müller“. Dahinter befinden sich das Deutsche Staatstheater Temeswar, DSTT, sowie das Ungarische Staatstheater. Über eine Treppe gelangt man ins Foyer und von hier in den ehemaligen Redoutensaal des einstigen Franz-Joseph-Theaters, wo auch noch heute gespielt wird. Aber was hat ein deutsches Theater mitten in Rumänien zu suchen? Im Banat, einer Region im Westen Rumäniens, haben Rumänen, Ungarn, Serben, Deutsche, Bulgaren, Slowaken, Juden und Roma zusammengeliebt. Das Kulturpalais beherbergt auf weltweit einmalige Weise vier Institutionen, die Rumänische Nationaloper und drei Sprechtheater in drei Sprachen: das Rumänische Nationaltheater, das Deutsche Staatstheater und das Ungarische Staatstheater.

Das DSTT wurde 1953 eröffnet. „Die Zukunft gab nicht selten Anlass zur Sorge. Anfang der Neunzigerjahre schrieb man dieses Theater fast schon tot, nachdem die meis-

ten Rumäniendeutschen ausgewandert waren“, sagt Intendant Lucian Vârșăndan. „Dieses Haus musste um sein Überleben kämpfen. Man spielt heutzutage vor einem ganz unterschiedlichen Publikum, nicht mehr ausschließlich für die deutsche Minderheit, aber immer noch auf Deutsch.“ Manches Stück erlebt verschlungene Sprachverwandlungen: Ein rumänischer Text einer rumänischen Autorin wird ins Deutsche übersetzt, die Schauspieler erhalten beim Proben auf Deutsch Sprechtraining, um akzentfrei zu sprechen, und während der deutschsprachigen Aufführung im Theater vor einem gemischten Publikum werden rumänische Übertitel eingeblendet, damit jeder folgen kann. Auch der Inhalt und die Art der Inszenierungen haben sich im Laufe der Zeit geändert. „Wir leben heute in einer viel freieren Welt. Man kann viel leichter mit Künstlern und Theatern aus anderen Ländern zusammenarbeiten, was vor der Wende nur unter erschwerten Bedingungen und mit Sondergenehmigungen denkbar gewesen wäre. Was wir hier machen, ist im weiten Sinne des Wortes Bildungsarbeit“, meint Vârșăndan.

Bildungsarbeit kann auch Konfrontation bedeuten, etwa dann, wenn das Stück „Niederungen“ wieder ins Programm genommen wird. Im Theatersaal wird es still, das Licht gedimmt, die Vorstellung beginnt. Rund 120 Zuschauer füllen den Saal. Herta Müller und ihre rumänische Heimat, insbesondere das Banat – das ist eine Geschichte von Verstehen und Missverstehen. Schnell aufeinander folgende Szenen ermöglichen die Reise in eine Welt, die von Intoleranz und sozialer Ausgrenzung geprägt ist. Alles spielt sich innerhalb einer Dorfgemeinschaft ab. Inmitten dieser steht die Außenseiterin, die von allen gemieden und verachtet wird. „Sie gingen ihr aus dem Weg und beschimpften sie, weil sie ihr Haar anders kämpte, weil sie ihr Kopftuch anders band, weil sie ihre Fenster und Türen anders anstrich als die Leute im Dorf, weil sie andere Kleider trug



Illustration Monika Aichele

Das ist einer von der alten Garde

Oberst Vasile Sopon hat in Timișoara eine Truppe gegründet, um die historische Wachablösung zu zeigen

tungslos geworden“, sagt Sopon. Im Jahr 1900 wurden große Teile abgerissen. Die Stadt sollte wachsen, nicht eingeschränkt durch die Festungs- und Wallanlagen, so der Wille der österreichisch-ungarischen Verwaltung. Doch aus Sicht des Gardevereins gehören auch die Reste der alten Garnison zur Tradition. Um sie zu bewahren, hat Sopon die historische Stadtwache gegründet. Die Idee entstand 2016, zum 300-jährigen Jubiläum der Befreiung von der Türkenherrschaft. „Damals kam eine Turi-

ner Stadtwache zu uns zu Besuch. Sie zeigte uns, wie eine historische Stadtwache funktioniert. Ich wusste: Das brauchen wir auch“, lacht Sopon. Sein Verein führt jede Woche einen Wachwechsel durch. „In der Stadtwache spiegelt sich alles wider, die wechselvolle Geschichte und das Nebeneinander der verschiedenen Kulturen, die verschiedenen Uniformen.“ Der Verein hat 38 Mitglieder, 28 Männer, zehn Frauen. Das jüngste Mitglied ist 14 und das älteste 70 Jahre alt. Die Uniformen wurden von der städtischen Oper gestiftet und die historischen Waffen in Spanien gekauft. Die Garde erhielt den Namen „Asociația Reconstituiri Istorică Timișoara“. „Dafür opfern wir manche Samstagsabende, wenn wir einen Wachwechsel zeigen. Vor allem müssen wir dafür jeden Donnerstag üben, bis jeder Schritt, jede Drehung, jeder Handgriff sitzt.“ Ein Wachwechsel dauert 45 Minuten. Zum 300-jährigen Jubiläum des Biers Timișoreana war die Turiner Stadtwache erneut vor Ort. Alle waren begeistert. „Fast 2000 Menschen haben unserem Wachwechsel zugeschaut.“ Der Fundus an historischen Militaria wurde später noch um eine ohrenbetäubende selbst gebaute Kanone und um die historisch bezeugte Figur des Pestarztes Doktor Schnabel bereichert.

Wie die ehemalige Armee des Fürsten setzt sich auch dieser Verband aus Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammen. Einige sind jung, noch in der Schule oder im Studium, andere sind älter, mit einer militärischen Ausbildung aus der kommunistischen Zeit. Viele haben Berufe wie Arzt, Architekt, Polizist, Feuerwehrmann und Museumsmitarbeiter.

Durch die Initiative Sopons entstand auch das militärgeschichtliche Museum. Es ist mit der Garde vielfach verbunden. Im Museum werden auch Uniformen und Waffen aus Sopons Fundus ausgestellt. Das Gardemitglied Darius Sala arbeitet dort: „Ich bin seit 2019 im Garderegiment“, erzählt der Siebenundzwanzigjährige. „Davor war ich Fotograf. Ich wollte dabei sein, weil ich schon immer von Geschichte fasziniert war und von Dingen wie historischen Waffen, Taktik und Stra-

und andere Feiertage hatte, ...“, so steht es in „Niederungen“. Das Buch konnte 1982 in Rumänien nur in zensierter Fassung erscheinen, in vollständiger Fassung erschien es 1984 in Deutschland.

„Das Werk ist ein Epos über den Wandel der traditionellen banatdeutschen Gemeinschaft vor dem Hintergrund der kommunistischen Diktatur. Leben in der Diktatur ist als Thema besonders relevant für viele Menschen, zumindest aus Osteuropa.“ So sieht es Vârșăndan. „Es geht darum, wie sich ein menschenverachtendes politisches System auf die Biographie eines Einzelnen auswirkt.“

Niky Wolcz, der aus Timișoara stammt und ein international anerkannter Schauspieler, Regisseur und Choreograph ist, hat die „Niederungen“ am DSTT inszeniert. Der keimische ältere Herr mit modischer Brille meint: „Herta Müller ist ohne Zweifel eine von den hervorragenden Schriftstellern, vor allem für uns Banater. Und auch für ganz Rumänien. Sie hat besondere Qualitäten.“ Warum hat er das Stück gewählt? „Weil der Inhalt dieser Texte am meisten mit ihrem Banat Heimatdorf verbunden ist. Es ist das erste Kind, das sie zur Welt gebracht hat, in der Literatur, und weil es einen ganz klaren Rückblick auf die Geschichte des Dorfes und des ganzen Schicksals der Banater Schwaben hat“, sagt der Achtzigjährige. Wie ihre Hauptfiguren stammt auch die Autorin aus dem Banat. Sie wurde 1953 in Nitzkydorf geboren. Ihre Person und ihr Werk trafen im Banat keineswegs auf ungeteilte Zustimmung. Das ist etwas, das man heute zur Zeit ihrer öffentlichen Anerkennung lieber vergisst. Vârșăndan sieht das kritisch. „Ich kann es nicht nachvollziehen, dass manche Menschen aus Temeswar oder Rumänien, vor allem nach Erhalt des Nobelpreises 2009, sich plötzlich zur ausgezeichneten Autorin bekannt haben. Es ist so, als wollte so mancher indirekt auch ein bisschen teilhaben an diesem ganz besonderen Erfolg, als wäre sie plötzlich auch ein bisschen Rumänin geworden, was so selbstverständlich nicht stimmt.“

Das Ensemble bringt die Texte der „Niederungen“ in aller Schärfe auf die Bühne. Es geht um Verlogenheit, Gewalt, Korruption und vor allem um Gefühlskälte. Dennoch wirkt es auf der Bühne verdaulicher, humorvoller als im Buch. „Der Humor kommt aber eigentlich aus dem Text. Der Vorteil einer Vorstellung ist, dass man lebendige Figuren auf der Bühne sieht“, erklärt Wolcz. Trotzdem gibt es auch negative Reaktionen auf das Stück. Wolcz kann damit umgehen. „Man weiß, dass einige Landsleute mit der Darstellung nicht zufrieden sind. Weil sie es gewohnt sind, die Fassade zu wahren. Nur das Schöne soll in die Auslage kommen. Was unangenehm ist oder wo es Konflikte gibt, jene Dinge, die man kritisieren müsste, die sollten nicht laut werden.“ Es passt zum Prinzip des Deutschen Staatstheaters Temeswar, die Fassade bröckeln zu lassen.

Thomas Kattesches
Nikolaus-Lenau-Gymnasium, Timișoara

tegie. Unsere Garde, das ist lebendige Geschichte.“ Sala ist ein kräftiger junger Mann mit dunklem Haar. Seine Barttracht erinnert an Kaiser Franz Joseph I. in jungen Jahren. „Ich habe schon vorher militärgeschichtliche Führungen gemacht. Als dann 2022 dieses Museum eröffnet wurde, habe ich mich sofort beworben, und es hat geklappt. Ich möchte so lange wie möglich hier bleiben.“

Gleichwohl ist der Gardeverein keine reine Erfolgsgeschichte. „Zuerst war die Begeisterung groß, aber mit der Pandemie gab es einen Rückschlag. Die Neueintritte wurden weniger“, meint Sopon. Dabei gebe es öffentliche Anerkennung. Im Jahr 2022 wurde die Garde sogar zur Militärparade am Nationalfeiertag, dem 1. Dezember, eingeladen. Dort wurden nicht die alten bunten Uniformen der Habsburger, sondern die eher eintönigen Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg getragen. Der Verein wurde schon ins Banater Dorf-museum eingeladen. Der Höhepunkt war das Kanonenschießen. Für Sopon ist die Garde alles andere als ein Kostümverein: „Die Mitarbeit ist ein sehr ernsthaftes Anliegen, und das erfordert Zeit und Anstrengung. Wir suchen Leute, die gewissenhaft sind und etwas über die Geschichte Temeswars lernen wollen.“ Vor allem jüngere Mitglieder werden gesucht. „Einige von uns sind alt und können nicht mehr.“ Alle Mitglieder der Wache arbeiten ehrenamtlich, aus Begeisterung. „Alte Traditionen interessieren junge Menschen nicht mehr so. Es ist schwierig, sie dafür zu gewinnen“, sagt Sopon. Bei den Zuschauern sei die Resonanz positiv, auch viele Bürgermeister kämen. „Einmal kam sogar eine Adelsfamilie aus Habsburg-Lothringen.“ Im Mai kam Eva Gräfin Walderdorff und berichtete in einer Wiener Zeitung darüber. Ein Team aus Serbien, Kroatien und Ungarn will einen Dokumentarfilm über Prinz Eugen von Savoyen drehen. Die Garde soll als Darsteller mitwirken. „Vielleicht wird uns das neue Mitglieder bringen.“

Mihai-Daniel Chis
Nikolaus-Lenau-Gymnasium, Timișoara